

**Zeitschrift:** Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

**Herausgeber:** Verband Schweizerischer Privatschulen

**Band:** 17 (1944-1945)

**Heft:** 11

**Artikel:** Der Mensch, das unbekannte Wesen

**Autor:** Carrel, Alexis

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-852613>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Schweizer Erziehungs-Rundschau

Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz

53. Jahrgang der „Schweizerischen pädagogischen Zeitschrift“ 37. Jahrgang der „Schulreform“

Herausgegeben von Dr. K. E. Lusser, St. Gallen, in Verbindung mit Dr. W. von Gonzenbach, Professor der Eidgen. Techn. Hochschule, Zürich, Universitäts-Professor Dr. H. Hanselmann, Zürich, A. Scherrer, a. Schulinspektor des Kantons Appenzell A.-Rh., Trogen, Universitäts-Professor Dr. C. Sganzi, Bern. Redaktion: Dr. K. E. Lusser, Rosenberg, St. Gallen  
Redaktion der Rubrik „Das Kinderheim“ Frl. H. Kopp, Ebnet-Kappel

ZÜRICH  
FEBRUARHEFT 1945  
NR 11 XVII. JAHRGANG

## Der Mensch, das unbekannte Wesen

Von Dr. Alexis Carrel

Vorbemerkung der Redaktion: Vor wenigen Monaten traf die Nachricht vom Tode des amerikanischen Biologen und Nobelpreisträgers Alexis Carrel ein. In ruhigeren Zeiten würde dieses Ereignis sicher Veranlassung gewesen sein, das Lebenswerk dieses großen zeitgenössischen Wissenschaftlers zu würdigen. Der Orkan des Krieges hat dieses Einzelschicksal übertönt. Wir möchten den Anlaß benützen, um erneut auf das Hauptwerk Carrels, sein Buch „Der Mensch, das unbekannte Wesen“ („Man — the unknown“) hinzuweisen, das die Quintessenz seiner Forschungen am Rockefeller-Institut enthält und zugleich eine vorurteilslose, kritische Schau aller menschlichen Lebensäußerungen zu entwerfen versucht. Dieses Buch ist besonders auch für Pädagogen von größtem Interesse, wenn es auch mehr als einmal zum Widerspruch reizt. Aus welcher lebensnahen Einstellung heraus Carrel zur Feder griff, setzt er in der Vorrede selbst auseinander:

„Der Verfasser dieses Buches ist kein Philosoph. Er ist bloß ein Mann der Naturwissenschaft. Er verbringt einen großen Teil seiner Zeit in einem Laboratorium mit dem Studium lebender Materie. Einen anderen Teil verbringt er draußen in der Welt: mit der Beobachtung menschlicher Wesen und dem Versuch, sie zu verstehen. Er erhebt keinen Anspruch darauf, sich mit Dingen abzugeben, die außerhalb des Bereiches naturwissenschaftlicher Beobachtung gelegen sind.

In diesem Buch hat er sich bestrebt, das zu beschreiben, was man weiß, und es deutlich von dem zu sondern, was man für wahrscheinlich hält; ferner: klarzumachen, daß es Dinge gibt, die man nicht weiß, und solche, die man nicht wissen kann. Im Menschen hat er die Summe der Beobachtungen und Erfahrungen aller Zeiten und Länder erblickt; doch hat er, was er beschreibt, entweder mit eigenen Augen gesehen oder von den Menschen seines nächsten Umgangs unmittelbar erfahren. Es kommt ihm zustatten, daß er in der Lage ist, ohne sonderliche Mühe und Verdienst seinerseits die Lebenserscheinungen in ihrer verwirrenden Vielfalt zu studieren. Er hat so gut wie jede Form menschlicher Lebensäußerungen beobachtet; er kennt den Armen und den Reichen, den Gesunden und den Kranken, den Gelehrten und den Unwissenden, den Schwachsinnigen, den Geisteskranken, den Aufgeweckten, den verbrecherisch Veranlagten usw. Er kennt Bauern, Proletarier, Angestellte, Ladenbesitzer, Geldleute, Fabrikanten, Partei- und amtierende Politiker, Soldaten, Professoren, Schulleh-

rer, Geistliche, Landarbeiter, Bürger und Aristokraten. Die Wechselfälle seines Lebens haben ihn den Weg von Philosophen, Künstlern, Dichtern und Naturwissenschaftlern kreuzen lassen. Auch genialen, heldenhaften, heiligen Menschen ist er begegnet. Dabei hat er unentwegt die verborgenen Vorgänge studiert, die in der Tiefe der Gewebe und in der Weite des Gehirns den organischen und geistigen Erscheinungen zugrunde liegen.“

Wir werden in diesem und im nächsten Heft der SER. das in sich geschlossene Kapitel „Geistige Lebensäußerungen“ aus dem zitierten Buche veröffentlichen. Carrel behandelt darin die geistigen Lebensäußerungen vom Standpunkt des Biologen aus.

Dr. L.

\*

### Geistige Lebensäußerungen

#### I

Gleichzeitig mit den physiologischen gibt der Körper noch andere Lebensäußerungen zu erkennen, die man geistig nennt. Die Organe äußern sich durch mechanische Arbeit, durch Wärme, elektrische Erscheinungen und chemische Umwandlungen, die sich nach chemisch-physikalischen Verfahren messen lassen. Das Vorhandensein des Geistes dagegen, des Bewußtseins, entdeckt man durch ganz andere Methoden, wie sie etwa von der Selbstbeobachtung oder der Betrachtung menschlicher Verhaltensweisen eingeschlagen werden. Der Begriff des Bewußtseins ist dadurch entstanden, daß wir unser eigenes Ich und die auf ein solches Ich hindeutenden Handlungsweisen unserer Mitmenschen untersucht haben. Als zweckmäßig hat es sich herausgestellt, die geistigen Lebensäußerungen in intellektuelle, moralische, ästhetische und religiöse einzuteilen, wenngleich eine derartige Klassifizierung etwas rein Künstliches ist. In Wirklichkeit sind Leib und Seele Ansichten desselben Gegenstandes, nur nach verschiedener Methode; Abstraktionen, die unser Verstand sich von der kon-

kreten Einheit unseres Wesens gemacht hat. Die Antithese Materie und Geist bedeutet nichts anderes als die Gegenüberstellung zweier verschiedener Techniken. Descartes' Irrtum bestand darin, daß er an die Wirklichkeit der beiden Abstraktionen glaubte und das Materielle und das Geistige für ungleichartig, für zwei verschiedene Dinge hielt. Dieser Dualismus hat für die gesamte Geschichte der Anthropologie eine schwere Belastung bedeutet, denn aus ihm ist das falsche Problem von den Beziehungen zwischen Leib und Seele hervorgegangen.

Solche Beziehungen gibt es nicht. Weder Seele noch Leib lassen sich getrennt erforschen; was wir vor uns sehen, ist ein vielfältig zusammengesetztes Wesen, dessen Äußerungen man willkürlich in physiologische und geistige eingeteilt hat. Natürlich wird man immer weiter von der Seele als von einem selbständigen Wesen sprechen, genau wie man vom Aufgehen und Untergehen der Sonne spricht, obwohl seit Galilei jedermann weiß, daß die Sonne im großen ganzen unbeweglich ist. Die Seele ist jener Aspekt von uns selbst, der unserem Wesen ganz allein zukommt und den Menschen von allen anderen Lebewesen unterscheidet. Ein uns so vertrautes, so tief geheimnisvolles Wesen näher zu definieren, ist uns nicht gegeben. Was ist denn das Denken, dieses seltsame Wesen, das tief in uns lebt und doch keine auch nur entfernt meßbare Menge chemischer Energie verbraucht? Ist es mit den bekannten Formen der physikalischen Energie verwandt? Ist es eine Aufbaukraft unseres Universums, den Physikern unbekannt, aber unvergleichlich bedeutungsvoller als das Licht? Der Geist liegt in der lebenden Materie verborgen, kein Physiologe und Wirtschaftler bekümmert sich im geringsten um ihn, und auch die Aerzte achten seiner kaum. Und doch ist er die gewaltigste Macht auf dieser Erde. Bringen ihn die Gehirnzellen hervor, so wie die Bauchspeicheldrüse Insulin und die Leber Galle erzeugt? Aus was für Stoffen ist er aufgebaut? Entsteht er aus einem vorliegenden Grundstoff, wie Traubenzucker aus Glykogen oder Fibrin aus Fibrinogen? Stellt er vielleicht eine neue Energieform dar, verschieden von all denen, welche die Physik erforscht hat, andere Gesetze begründend und hervorgebracht von den Zellen der Hirnrindenschicht? Oder soll man ihn für etwas Immaterielles halten, etwas, das außerhalb von Raum und Zeit, außerhalb der Dimensionen des kosmischen Universums beheimatet ist und sich durch einen unbekannten Vorgang unserem Gehirn einpflanzt, welches also nur die unentbehrliche Ausdrucksgrundlage des Geistes, nur der entscheidende Mittler seiner Eigenart wäre?

Zu allen Zeiten und in allen Ländern haben große

Philosophen ihr Leben der Erforschung dieser Fragen gewidmet. Sie haben die Lösung nicht gefunden, und so können wir uns nicht enthalten, hier dieselben Fragen aufzuwerfen. Wir werden aber ohne Antwort bleiben, solange man nicht neue Methoden findet, um tiefer ins Bewußtsein einzudringen. Unterdessen bedrängt uns sehr das Verlangen, Sicheres zu wissen und nicht bloß zu spekulieren und zu träumen. Wenn unsere Einsicht in diesen entscheidenden und spezifischen Aspekt des menschlichen Lebewesens Fortschritte machen soll, so müssen wir vor allen Dingen sorgfältig untersuchen, was uns unsere gegenwärtigen Beobachtungsmethoden an Erscheinungen liefern und wie sich das hier Beobachtete zu den physiologischen Lebensäußerungen verhält. Auch jene Regionen des Ich müssen wir dabei unerschrocken erforschen, deren Horizont noch nach allen Richtungen von dichtem Nebel verhangen ist.

Der Mensch besteht aus der Gesamtheit seiner Äußerungen, seien sie nun ausdrücklich wirksam oder latent. Auch Funktionen, die zu gewissen Zeiten und in einer bestimmten Umgebung virtuell bleiben, sind genau so wirklich wie andere, die sich in einem fort äußern. Die Schriften Ruysbroeks, des gelehrten Mystikers, enthalten genau so viel Wahres wie die Arbeiten von Claude Bernard. Die „Zierde der geistlichen Hochzeit“ und die „Einführung in das Studium der Experimentalmedizin“ beschreiben zwei Ansichten, eine weniger häufige und eine gewöhnlichere, eines und desselben Wesens. Die von Plato untersuchten Formen menschlicher Lebensäußerung sind jedenfalls für unsere Natur bezeichnender als Hunger, Durst, Geschlechtstrieb und Begierde. Erst seit der Renaissance hat man gewissen Aspekten des Menschlichen willkürlich eine Sonderstellung eingeräumt. Man hat Stoff und Geist getrennt und jenem größere Wirklichkeit beigemessen als diesem. Physiologie und Medizin haben den chemischen Äußerungen der Körperenergien und den durch winzige Gewebeverletzungen entstehenden organischen Störungen ihr Augenmerk zugewendet. Die Soziologie hat den Menschen fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt betrachtet, wie tüchtig er im Dienst der Maschinen, in seiner Arbeitsleistung, in seiner Eigenschaft als Konsument, in seinem ökonomischen Werte ist. Die Hygiene hat sich mit dem Gesundheitswesen beschäftigt und nachgesonnen, wie man die Bevölkerung vermehren, ansteckende Krankheiten verhüten und auf jede erdenkliche Weise unser physiologisches Wohlergehen befördern könne. Die Pädagogik hat ihre Anstrengungen auf die intellektuelle und rein körperliche Entwicklung der Kinder gerichtet. Was diese Wissenschaften insgesamt vernachlässigt haben, das war das Studium des Bewußtseins in der Fülle seiner

Aspekte. Man hätte den Menschen in zwei einander schneidenden Lichtkegeln, dem der Physiologie und der Psychologie, erforschen und die durch Selbstbeobachtung und durch Untersuchung von außen erhaltenen Daten in gerechter Weise nebeneinander verwenden müssen. Beide Betrachtungsweisen nämlich richten sich ja aufs selbe Objekt, nur betrachtet die eine den Menschen von innen und die andere von außen. Es besteht kein Grund dafür, die eine höher zu bewerten als die andere.

## 2.

Die Intelligenz des Menschen ist ein unmittelbares Beobachtungsfaktum. Es handelt sich bei ihr um die Gabe, die Beziehungen zwischen den Dingen erkennen und unterscheiden zu können, und diese Gabe erreicht bei jedem einzelnen Menschen einen bestimmten Wert und eine bestimmte Form. Die Intelligenz läßt sich durch geeignete Verfahren messen, aber man hält sich bei solchen Messungen immer nur an einen konventionellen Ausdruck des Geistigen und erhält keine genaue Vorstellung von intellektuellen Wertstufen. Doch kann man auf solche Weise die Menschen oberflächlich in Klassen einteilen und hat einen nützlichen Anhaltspunkt, um für einfache Posten, wie sie für Fabrikarbeiter und kleinere Bank- und Warenhausangestellte offenstehen, geeignete Leute auszuwählen. Außerdem ist bei den betreffenden Untersuchungen eine bemerkenswerte Tatsache ans Licht gekommen, nämlich das geringe geistige Vermögen der meisten Menschen. Man kann sich den Quantitäts- und Qualitätsunterschied der Intelligenz zwischen den einzelnen Menschen gar nicht groß genug vorstellen: manche Menschen sind in dieser Hinsicht die reinsten Riesen, und die große Mehrzahl wirkt wie Zwerge. Jeder Mensch kommt wieder mit anderen geistigen Fähigkeiten zur Welt; um aber wirksam zu werden, bedürfen diese Möglichkeiten, seien sie nun groß oder gering, ständiger Uebung und bestimmter, noch recht wenig bekannter Milieu-Bedingungen. Die geistige Anlage vermehrt sich durch die Gewohnheit scharfer Verstandesübung, das Studium der Logik, den Gebrauch einer mathematischen Sprache, durch geistige Disziplin und vollständige und tiefe Beobachtung der Dingwelt. Unvollständige und oberflächliche Beobachtung dagegen, ein rasches Wechseln der Eindrücke, allzu große Vielfalt der bildlichen Vorstellungen und Mangel an intellektueller Disziplin stehen der Entwicklung des Geistes im Wege. Wir wissen, wie wenig intelligent Kinder sind, die in einer menschenüberfüllten Stadt, zwischen zahllosen Gestalten und Begebenheiten leben müssen, in Eisenbahnen und Automobilen, im Durcheinander der Straßen, bei der törichtesten Kost der Kinos und in Schulen, wo keine geistige Kon-

zentration verlangt wird. Es gibt noch eine Reihe anderer Umstände, die dem Wachstum der Intelligenz zuträglich oder hinderlich sein können, nämlich bestimmte Gewohnheiten der Lebensweise und Ernährung. Deren Wirkung ist aber noch nicht völlig bekannt; soviel scheint sicher, daß allzu reichliche Nahrung und allzu vieler Sport der geistigen Entwicklung im Wege stehen. Große Sportleute sind in der Regel nicht von besonderer Intelligenz. Wahrscheinlich ist es so, daß der Geist zu seiner höchsten Entfaltung ein gewisses Nebeneinander von Bedingungen verlangt, wie es nur zu gewissen Zeiten und in gewissen Ländern vorgekommen ist. Wie war es um die Lebensform, die Ernährung, die Erziehung der Menschen in den großen Perioden der Kulturgeschichte bestellt? Wir wissen beinahe nichts vom Werden der Intelligenz, und dann bilden wir uns ein, die geistigen Fähigkeiten bei Kindern ließen sich durch ein bloßes Gedächtnistraining und durch die Uebungsmethoden der modernen Schule entwickeln!

Allein aus sich heraus ist die Intelligenz nicht fähig, Wissenschaft hervorzubringen, sie ist aber eine unerläßliche Voraussetzung dazu. Die Wissenschaft ihrerseits festigt die Intelligenz. Sie hat der Menschheit eine neue geistige Haltung gebracht, nämlich eine aus Beobachtung, Experiment und logischer Verstandesarbeit geborene Sicherheit. Eine solche wissenschaftlich abgeleitete Sicherheit ist sehr verschieden von der Gewißheit, die aus dem Glauben kommt. Diese ist weit tiefer, sie läßt sich nicht durch Argumente erschüttern und ähnelt der aus Hellsicht geborenen Sicherheit. So seltsam es aber klingen mag: auch die „hellsichtige“ Art der Gewißheit ist der Wissenschaft nicht völlig fremd. Offenbar sind die großen Entdeckungen nicht ein Werk der Intelligenz allein. Außer der Gabe der Beobachtung und des umfassenden Verständnisses besitzen geniale Menschen noch andere Eigenschaften, zum Beispiel Intuition und schöpferische Phantasie. Vermöge ihrer Intuition machen sie sich Dinge klar, von denen die anderen Menschen nichts wissen, nehmen Beziehungen zwischen scheinbar ganz getrennten Erscheinungen wahr und fühlen unbewußt, daß der heimliche Schatz nahe ist. Alle großen Männer besitzen Intuition: ohne Untersuchung, ohne Verstandesarbeit wissen sie, was ihnen zu wissen nottut. Ein echter Führer der Menschen braucht keine psychologischen Tests und keine Zeugnisse, wenn er sich seine Untergebenen aussucht. Ein guter Richter braucht nicht auf die Einzelheiten juristischer Beweisführung einzugehen, er kann sogar, wenn man Cardoza glauben darf, von irrigem Voraussetzungen ausgehen und wird doch ein gerechtes Urteil fällen können. Ein großer Wissenschaftler schlägt instinktiv den Weg ein, der zu einer

Entdeckung führt. Es ist das, was man früher die Inspiration nannte.

Die Männer der Wissenschaft gehören zu zwei verschiedenen Typen: dem logischen und dem intuitiven. Ihren Fortschritt verdankt die Wissenschaft diesen beiden Geistesformen. Auch die Mathematik, die doch ein rein logisches Gebilde zu sein scheint, bedient sich der Intuition, und man findet unter den Mathematikern Intuitive und Logiker, Analytiker und geometrisch denkende Naturen. Hermitte und Weierstraß waren Männer der Intuition, Riemann und Bertrand waren Logiker. Natürlich müssen die Entdeckungen der Intuition immer durch die Logik weiterentwickelt werden. Im gewöhnlichen Leben wie in der Wissenschaft ist die Intuition ein mächtiges, aber gefährliches Mittel der Erkenntnis. Manchmal ist zwischen ihr und der Illusion kaum zu unterscheiden. Wer sich ganz auf sie verläßt, dem werden notwendig Täuschungen unterlaufen, und es ist nicht davon die Rede, daß man ihr ganz vertrauen könnte. Den großen Menschen aber und den Einfältigen, der reinen Herzens ist, führt sie oft auf die Höhen geistig-seelischen Lebens. Es scheint ja kaum zu erklären, wie man die Wirklichkeit ohne Hilfe der Intelligenz erfassen sollte. In gewisser Hinsicht ähnelt die Intuition einer sehr raschen, aus einer schnellen Beobachtung gezogenen Schlußfolgerung. Der genaue Einblick, den große Aerzte zuweilen in den gegenwärtigen und künftigen Gesundheitszustand ihrer Patienten haben, ist von solcher Art. Etwas Aehnliches begibt sich, wenn jemand mit Blitzeseile den Wert eines Menschen abschätzt oder seine guten und schlechten Charakterzüge erfüllt. In anderer Hinsicht arbeitet die Intuition ganz unabhängig vom Verstand und von der Beobachtung. Sie führt uns manchmal an unser Ziel, wenn wir nicht im entferntesten wissen, wie wir es erreichen sollen und wo es überhaupt gelegen ist. Eine solche Art des Wissens hat viel

Aehnlichkeit mit dem Hellsehen, dem sechsten Sinn des Professors Charles Richet.

Hellsehen und Telepathie sind primäre Gegebenheiten der wissenschaftlichen Beobachtung.<sup>1</sup> Wer die Gabe besitzt, erfährt die geheimen Gedanken anderer, ohne seine Sinnesorgane zu gebrauchen. Er nimmt auch Ereignisse wahr, die räumlich und zeitlich mehr oder weniger in der Ferne liegen. Es handelt sich da um eine Ausnahmebegabung, die nur bei wenigen Menschen zur Entwicklung kommt, wenn auch viele sie andeutungsweise besitzen. Wer die Gabe hat, der benützt sie ohne Mühe und ganz von selber; für ihn ist Hellsehen das Selbstverständlichste von der Welt, und es vermittelt ihm ein sichereres Wissen als die Sinnesorgane. Ein Hellsichtiger liest die Gedanken anderer Menschen so bequem, wie er in ihren Mienen liest. Doch drücken Wörter wie „sehen“ und „fühlen“ nicht genau aus, was sich in seinem Bewußtsein begibt. Er beobachtet nicht etwa, und er denkt auch nicht, sondern er weiß. Das Gedankenlesen scheint gleichzeitig ein Akt wissenschaftlicher, ästhetischer und religiöser Inspiration zu sein, außerdem aber auch eine Art telepathischer Vorgang. Telepathischer Austausch ist ja nichts Seltenes; sehr häufig tritt im Tode oder in großer Gefahr ein Individuum mit einem anderen in eine gewisse verwandtschaftliche Beziehung: der Sterbende, der von einem Unfall Betroffene (auch wenn der Unfall nicht tödlich ausgeht), erscheint einem Freund in seiner gewöhnlichen Gestalt. In der Regel bleibt die Erscheinung stumm. Manchmal spricht sie auch und kündigt ihren Tod an. In manchen Fällen vermag der Hellsichtige auf große Entfernung eine Szene, einen Menschen, eine Landschaft zu erblicken und bis in die kleinste Einzelheit zu beschreiben. Die Telepathie äußert sich in den verschiedensten Formen; so gibt es auch eine ganze Reihe von Menschen, die zwar nicht die Gabe des Hellsehens besitzen, aber zu vereinzelt Malen

<sup>1</sup> Die Existenz telepathischer und sonstiger metapsychischer Phänomene wird von den meisten Biologen und Aerzten bestritten. Man kann ihnen daraus keinen Vorwurf machen, denn die betreffenden Erscheinungen kommen nur in Ausnahmefällen vor und sind wenig bestimmt. Man kann sie nicht willkürlich hervorbringen, und zu allem Ueberfluß liegen sie in der riesigen Masse von Aberglauben, Lügengeschichten und Täuschungen verschüttet, die die Menschheit seit Jahrhunderten angehäuft hat. Obwohl in allen Ländern und zu jeder Zeit von solchen Phänomenen die Rede war, hat man sie nicht wissenschaftlich erforscht. Trotzdem ist es Tatsache, daß sie eine normale, wenn auch seltene Lebensäußerung des Menschen sind. Der Verfasser hat schon als junger Medizinstudent begonnen, sich damit zu beschäftigen. Er hat sich ganz ebenso dafür interessiert wie für Physiologie, Chemie und Pathologie. Früh schon ist ihm klar geworden, wie unvollkommen die Methoden der betreffenden Fachwissenschaftler und der Séancen waren, bei denen berufsmäßige Medizin häufig den Amateurstandpunkt der Versuchsleiter mißbrauchen. Der Verfasser hat private Beobachtungen und Versuche angestellt und im vorliegenden Kapitel die dabei erworbenen Kenntnisse verwendet, nicht etwa fremde Auffassungen. Das Studium

der Metaphysik ist im Grunde nicht verschieden von dem der Psychologie und Physiologie, und die Wissenschaftler sollten sich nicht dadurch ins Bockshorn jagen lassen, daß jenes Wissensgebiet keinen ganz akademischen Anstrich hat. Bekanntlich hat man mehrmals versucht, Hellsehen und Telepathie nach wissenschaftlicher Methode zu untersuchen: mit zweifelhaftem Erfolg. 1882 wurde in London die „Society for Psychical Research“ unter dem Vorsitz des Professors Henry Sidgwick gegründet, und 1919 hat man in Paris mit Zustimmung der französischen Regierung ein internationales metaphysisches Institut ins Leben gerufen, dessen geistige Väter der große Physiologe Richet, der Entdecker der Anaphylaxie, und ein wissenschaftlich hervorragender Arzt, der Lyoner Universitätsprofessor Teissier, waren. Charles Richet selber hat eine Abhandlung über Metapsychik geschrieben, und das Institut gibt eine Zeitschrift, die „Revue Métapsychique“, heraus. In den Vereinigten Staaten hat dieser Zweig der Psychologie bei den wissenschaftlichen Instituten kaum Beachtung gefunden, doch hat das psychologische Seminar an der Duke University unter Leitung von Dr. J. B. Rhine wertvolle Untersuchungen angestellt.



in ihrem Leben Träger telepathischen Austausches gewesen sind.

Jedenfalls steht fest, daß Kenntnis von der äußeren Welt dem Menschen auch durch andere Kanäle als die Sinnesorgane zufließen kann. Gedanken etwa lassen sich sicherlich von einem Individuum auf ein anderes übertragen, auch wenn eine große Entfernung die beiden trennt. Das sind Tatsachen, die der neuen metapsychischen Wissenschaft angehören und die man hinnehmen muß. Sie machen einen Teil der Wirklichkeit aus und kündigen von einem seltenen, beinahe unbekannten Aspekt unseres Wesens. Mit ihrer Hilfe kann man sich vielleicht auch die unheimliche Geistesschärfe erklären, die bei manchen Menschen gefunden worden ist. Es müßte ja auch eine ganz ungewöhnliche Kraft geistigen Scharfsinns dabei herauskommen, wenn eine disziplinierte Intelligenz und die Gabe der Telepathie in einem Menschen zusammen arbeiteten! Soviel sehen wir jedenfalls: die Intelligenz, der wir die Herrschaft über die physikalische Welt verdanken, ist durchaus nichts Einfaches. Wir kennen nur eine ihrer Seiten und tun das unsere, sie in Schulen und Universitäten möglichst zu entwickeln. Sie umfaßt aber nur einen kleinen Teil einer höchst wunderbaren Energie, die aus Vernunft, Urteilskraft, freiwilliger Aufmerksamkeit, Intuition und vielleicht auch aus einigem Vermögen zum Hellsehen zusammengesetzt ist. Erst so betrachtet, kommt eine Funktion zustande, die es dem Menschen möglich macht, die Wirklichkeit zu erfassen und zu verstehen: seine Umgebung, seine Mitmenschen und sich selbst.

### 3.

Die Äußerungen unseres Verstandes sind, in einem, unterschieden und doch nicht zu unterscheiden von der fließenden Masse unserer übrigen Bewußtseinszustände. Auch unsere Verstandeshaltung ist eine unserer Ausdrucksformen und wechselt mit dem übrigen Menschen. Man könnte zum Vergleich an einen Film denken, der die Abschnitte einer Geschichte der Reihe nach wiedergäbe, aber auf einer Leinwand, deren Empfindlichkeit von Punkt zu Punkt verschieden groß wäre. Ein noch besseres Bild sind vielleicht die Kämme und Täler der langen Meereswellen, die von den am Himmel dahintreibenden Wolken ein verschiedenes Bild widerspiegeln. Was wir mit unserer menschlichen Intelligenz wahrnehmen, das projiziert sich auf dem höchst veränderlichen Bildschirm unseres Gemütszustandes, unserer Sorgen und Freuden, unserer Liebe und Abneigung. Der denkende, beobachtende, überlegende Mensch ist im selben Augenblick glücklich oder unglücklich, aufgeregt oder gelassen, von Begierden, Abneigungen und Wünschen entzündet oder niedergeschla-

gen. Deshalb nimmt auch die Welt ein anderes Aussehen an, je nach dem Gemüts- und körperlichen Zustand, der während der Verstandesäußerung den beweglichen Hintergrund unseres Bewußtseins bildet. Wie jedermann weiß, können Liebe, Haß, Furcht und Zorn selbst in der Logik Verwirrung stiften. Um sich auszudrücken, bewirken all diese Bewußtseinslagen gewisse Veränderungen des chemischen Austauschs im Körper, und je heftiger die Gemütsregung, desto lebhafter ist auch der chemische Vorgang. Andererseits wissen wir, daß der Stoffwechsel durch Verstandesarbeit nicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Die Gemütsfunktionen stehen also den physiologischen Funktionen wohl ziemlich nahe. Sie verleihen jedem einzelnen sein sogenanntes Temperament, das ja von Mensch zu Mensch und von Rasse zu Rasse wechselt. Es ist eine Mischung von geistigen, physiologischen und strukturellen Merkmalen; man könnte auch sagen, es sei identisch mit dem Menschen, den es ebenso wie er ist: so schwach, so mittelmäßig oder so kraftvoll erscheinen läßt. Was für Faktoren sind nun dafür verantwortlich, daß bei gewissen sozialen Gruppen und bei gewissen Völkern das Temperament nachläßt? Es hat den Anschein, daß die Heftigkeit der Gemütsbewegungen mit zunehmendem Wohlstand, ausgebreiteter Erziehung und verfeinerter Kost abnimmt. Ebenso scheinen sich unter den genannten Umständen die Gemütsfunktionen vom Verstand loszulösen und manche ihrer Aspekte über Gebühr zu betonen. Vielleicht haben die Lebens- und Erziehungsformen und die Ernährungsmethoden der modernen Zivilisation die Folge, daß sie uns in einen gleichsam haustierhaften Zustand versetzen oder unsere Gemütsimpulse auf eine unharmonische Weise entwickeln.

Moralische Energie ist gleichbedeutend mit der menschlichen Fähigkeit, sich selber eine Verhaltensregel aufzuerlegen, unter mehreren möglichen Handlungen diejenigen zu wählen, die man für gut hält, und sich vor Selbstsucht und Bosheit zu befreien. Moralische Energie erzeugt im Menschen ein Gefühl der Verantwortung, der Pflicht. Man findet den Sinn dafür nur bei wenigen Menschen, und auch bei ihnen bleibt er meistens unausgesprochen, daß er aber vorhanden ist, läßt sich nicht leugnen. Wenn es kein moralisches Gefühl gäbe, hätte Sokrates nicht den Schierling getrunken. Auch heute kann man dieses Gefühl, sogar sehr hoch entwickelt, bei manchen sozialen Gruppen und in manchen Ländern finden. Geoffenbart hat es sich zu jeder Zeit, und die Geschichte der Menschheit hat gelehrt, daß es von grundlegender Bedeutung ist. Sowohl zum Verstand als zu ästhetischen und religiösen Empfindungen hat dieses Gefühl Beziehung; es veranlaßt uns, Recht von Unrecht zu unterscheiden und dem Recht den Vorzug

zu geben. Bei besonders kultivierten Menschen ist Wille und Intelligenz ein und dieselbe Funktion, aus der alle moralischen Werte hervorgehen.

Ebenso wie die Verstandesäußerungen hängt auch das Moralgefühl offenbar an gewissen Umständen der körperlichen Struktur und an Funktionen, die ihrerseits wieder aus der immanenten Beschaffenheit unserer Gewebe und unseres Geistes hervorgehen, also aus körperlichen und geistigen Faktoren, die während unserer Entwicklung auf uns eingewirkt haben. In seiner Abhandlung über „Die Grundlage der Moral“ hat Schopenhauer die Ansicht geäußert, das moralische Prinzip liege in unserer Natur begründet. Anders gefaßt: der Mensch hat angeborene Neigungen, die ihn zu einem selbstsüchtigen, einem niederträchtigen, einem menschenfreundlichen Verhalten bestimmen. Es gibt, sagt Gallavardin, die reinen Egoisten, die gegen Glück oder Elend ihrer Mitmenschen völlig gleichgültig sind. Es gibt die Boshaften, die ihre Freude daran haben, Mißgeschick und Leiden anderer Menschen mitanzusehen oder gar zu verursachen. Und es gibt jenen Schlag, der selber am Leiden jedes einzelnen Mitmenschen mitträgt. Diese Gabe des Mitleidens ist es, die Güte und Mitgefühl ins Leben ruft und zu den entsprechenden Handlungen den Anstoß gibt. Bis zu einem gewissen Grad ist jeder einzelne gut, mittel oder schlecht geboren, aber wie die Intelligenz kann auch das Moralgefühl durch Erziehung, Disziplin und Willenskraft ausgebildet werden.

Die Bestimmung von Gut und Böse beruht teils auf einem Urteil des Verstandes, teils auf den uralten Erfahrungen der Menschheit. Grundlegende Erfordernisse des individuellen und des sozialen Lebens sind da mitbestimmend; trotzdem herrscht natürlich eine gewisse Willkür. Doch müßte jede Zeit und jedes Land sich einen klaren und für alle Menschenklassen übereinstimmenden Begriff davon machen, was man für gut und für böse hält. Das Gute ist gleichbedeutend mit der Gerechtigkeit, dem Mitgefühl, dem Schönen. Das Böse ist das Selbstsüchtige, das Niederträchtige, das Häßliche. In der modernen Zivilisation stützen sich die dementsprechenden theoretischen Verhaltensregeln auf Ueberreste der christlichen Morallehre. Niemand gehorcht ihnen aber; der moderne Mensch hat alle Zucht seiner Begierden von sich getan. Sich stattessen auf eine biologische oder industrielle Morallehre zurückzuziehen, hat keinen praktischen Wert, denn das wären künstliche Vorschriften, die nur eine Erscheinungsform des menschlichen Wesens in Betracht ziehen. Sie lassen manche von unseren entscheidendsten Energien außer acht und schenken dem Menschen keine Rüstung, die stark und umfassend genug wäre, ihn gegen seine eigenen angeborenen Laster zu beschirmen.

Um sein geistiges und organisches Gleichgewicht zu bewahren, muß der Mensch sich eine innere Regel auferlegen. Der Staat kann dem Menschen mit Gewalt ein gesetzestreuces Verhalten aufzwingen, nicht aber ein moralgetreuces. So müßte jeder selber die Notwendigkeit einsehen, daß man das Rechte wählt und das Falsche meiden muß und sich durch einen freien Willensakt dieser Einsicht fügen. Die Römisch-Katholische Kirche hat in ihrem tiefen Verständnis für psychologische Dinge den moralischen Energien einen viel höheren Platz eingeräumt als den intellektuellen. Die von ihr über alle anderen in Ehren gehaltenen Menschen sind nicht die Völkerlenker, die Wissenschaftler oder Philosophen. Es sind die Heiligen, das heißt die Menschen, die auf heroische Weise tugendhaft waren. Wenn wir die Bewohner der modernen Polis betrachten, begreifen wir sogleich, welche praktische Notwendigkeit dem Moralgefühl zukommt. Intelligenz, Willenskraft und Moralität sind eng verwandt, aber das moralische Gefühl ist wichtiger als die Verstandeskraft. Verschwindet es aus einem Volk, so beginnt die gesamte soziale Struktur allmählich zu zerbröckeln. Bisher haben wir in der biologischen Forschung den moralischen Energien nicht die gebührende Bedeutung beigemessen: das Moralgefühl muß ebenso gründlich studiert werden wie die Intelligenz. Natürlich hat ein solches Studium seine Schwierigkeiten, aber die zahlreichen Erscheinungsformen des Moralgefühls bei einzelnen und ganzen Gruppen sind doch leicht genug zu unterscheiden. Auch die physiologischen, psychologischen und sozialen Folgen einer Morallehre lassen sich durchaus untersuchen. Natürlich sind das keine Forschungen fürs Laboratorium; man muß viel Arbeit auf dem offenen Felde tun. Auch heute noch gibt es viele Menschengemeinschaften, an denen man die verschiedenartigen Merkmale des Moralgefühls, sein Fehlen oder Vorhandensein samt allen Folgen in den verschiedensten Graden erkennen kann. Zweifellos liegen die moralischen Energien durchaus innerhalb des Bereichs wissenschaftlicher Beobachtung.

In unserer heutigen Kultur trifft man nur ganz selten Menschen, deren Haltung von einem moralischen Ideal erfüllt ist. Es gibt aber immer noch solche Persönlichkeiten. Sie fallen einem unwillkürlich auf, wenn man ihnen begegnet. Moralische Schönheit ist ein außergewöhnliches und höchst ergreifendes Phänomen. Wer sie einmal gesehen hat, vergißt ihren Anblick nie. Es ist eine Art der Schönheit, bei weitem eindrucksvoller als die Schönheit der Natur oder der Wissenschaft. Wer sie besitzt, dem verleiht sie überirdische Gaben, eine seltsame, unerklärliche Kraft. Sie verstärkt noch die Macht des Verstandes und stiftet Frieden unter den Menschen. Weit mehr als Wissenschaft,

Kunst und religiöser Kult ist die moralische Schönheit die Grundlage der Kultur.

4.

Ästhetisches Gefühl wohnt im primitivsten wie im höchstkultivierten menschlichen Wesen. Es überlebt sogar den Verstand, denn Idioten und Geistesranke können künstlerisch produktiv sein. Formen und Geräuschfolgen hervorzubringen, die eine ästhetische Empfindung erwecken können, ist ein Grundbedürfnis unserer Natur. Von jeher hat der Mensch Tiere, Blumen, Bäume und Berge, den Himmel und das Meer mit Luft beschaut, und in den Frühzeiten der Kultur schon hat er seine rohen Werkzeuge genommen und den Umriß lebender Geschöpfe auf Holz, Stein und Elfenbein nachgezeichnet. Auch heute, wenn sein ästhetisches Gefühl nicht gerade durch Erziehung und Gewohnheit oder durch die Geistlosigkeit der Fabrikarbeit abgestumpft ist, macht es ihm Vergnügen, aus eigenem Antrieb Dinge anzufertigen. Wenn er sich auf eine solche Arbeit konzentriert, empfindet er ästhetischen Genuß. In Europa, vor allem in Frankreich, gibt es noch Köche, Metzger, Steinschleifer, Schuhmacher, Tischler, Grob- und Messerschmiede, die wirkliche Künstler sind. Wer schöngeformte und fein schmeckende Pasteten bäckt, wer aus Schweineschmalz figürliche Bildhauereien macht, wer imposante Eisentore schmiedet, schöne Möbelstücke baut, eine Figur roh aus Stein oder Holz schneidet, oder schöne Woll- und Seidenstoffe webt, der erlebt, genau wie der große Bildhauer, Maler, Musiker und Architekt, die göttliche Freude der Schöpfung.

Das ästhetische Ausdrucksvermögen bleibt bei den meisten Menschen unausgesprochen, weil die industrielle Zivilisation uns mit plumpen, gewöhnlichen und häßlichen Anblicken umstellt hat. Weil wir selber zu Maschinen geworden sind. Der Arbeiter verbringt sein Leben, indem er jeden Tag einige tausendmal denselben Handgriff vollführt, und er stellt immer nur einen Einzelteil her und darf nie einen vollständigen Gegenstand bauen. So gelangt er nie zur vollen Anwendung seiner Intelligenz, sondern ist nur wie der blinde Gaul, der den ganzen Tag rundum und immer rundum schlappt, um Wasser aus dem Brunnen zu pumpen. Der Industrialismus enthält dem Menschen gerade jene geistigen Ausdrucksmöglichkeiten vor, die ihm tagtäglich ein bißchen Freude bescheren würden. Indem sie so den Geist der Materie opfert, begeht die moderne Zivilisation einen folgenschweren Irrtum, der nur um so gefährlicher ist, weil niemand dagegen rebelliert, sondern diesen Zustand ebenso leichthin bestehen läßt wie das ungesunde Leben in den Großstädten und die Fabrikhaft. Und doch ist der Mensch, der bei seiner Arbeit auch

nur Ansätze eines ästhetischen Empfindens verspürt, unvergleichlich glücklicher als jener andere, der nur schafft, um verzehren zu können. In ihrer gegenwärtigen Form hat die Industrie dem Arbeiter alle Urwüchsigkeit und Schönheit genommen, und man kann sagen, daß die Gewöhnlichkeit, die Trübseligkeit unserer Zivilisation mindestens zu einem großen Teil darauf zurückgeht, daß die einfachen Formen des ästhetischen Vergnügens aus unserem täglichen Leben geschwunden sind.

Das ästhetische Ausdrucksvermögen kommt in selbständigem Schaffen, es kommt aber auch in der Betrachtung schöner Dinge zutage. Es ist völlig uneigennützig; in der Schaffensfreude löst sich das Bewußtsein ganz von der eigenen Person und versenkt sich in andere und anderes. Die Schönheit ist eine unerschöpfliche Quelle des Glücks für den, der sie zu entdecken weiß. Sie ist überall anzutreffen; sie entspringt dem unter den Händen, welcher in seiner Werkstatt Töpfereien dreht und verziert, Holz schnitzt, Seide webt, Marmor meißelt, ja auch dem, der den menschlichen Körper aufschneidet und heilt. Sie beseelt die blutige Kunst des Chirurgen so gut wie den Maler, den Musiker und den Dichter, und sie ist gegenwärtig in Galileis Berechnungen, in Dantes Visionen, in Pasteurs Versuchen und Richard Wagners leidenschaftlicher Glut, im Sonnenaufgang überm Meer und in den winterlichen Stürmen der Hochgebirge. Noch erschütternder wird die Schönheit in der Ungeheuerlichkeit der Sternen- und Atomwelt, der unaussprechlichen Harmonie der Gehirnzellen oder der stillen Opfertat eines Menschen, der zum Heile anderer sein Leben läßt. In all ihren mannigfachen Formen ist sie doch immer der edelste und wichtigste Gast im Hirn des Menschen, diesem Schöpfer unseres Weltbildes.

Der Schönheitssinn entwickelt sich nicht von selber. Er wohnt heimlich in unserem Bewußtsein, und zu manchen Zeiten, unter gewissen Umständen, bleibt er latent. Er kann auch untergehen bei Völkern, die einst stolz waren auf ihre großen Künstler und Meisterwerke. Frankreich verachtet heute die erhabenen Ueberreste seiner Vergangenheit und zerstört sogar seine natürlichen Schönheiten. Die Nachkommen der Menschen, die einst das Kloster vom Mont Saint-Michel errichtet haben, verstehen seine Herrlichkeit nicht mehr. Sie lassen sich die unbeschreibliche Häßlichkeit der modernen Häuser in der Normandie und Bretagne und vor allem in den Vorstädten von Paris freudig gefallen. Wie der Mont Saint-Michel, sind Paris und die meisten französischen Städte und Dörfer durch einen scheußlichen Krämergeist geschändet worden. Innerhalb einer Kulturepoche geht es dem Schönheitssinn wie dem Moralgefühl: er wächst, erreicht seinen Höhepunkt, nimmt ab und verschwindet.